Der Oktober-Roman des Dresdner Anzeigers.

Der „Dresdner Anzeiger“ wendet sich in einem Artikel vom 30. Oktober 1904 erneut gegen Karl May. Mit Recht. Ich halte May für gemeingefährlich, seitdem ich in einer vom besten Publikum benützten Leihbibliothek ihn mit über 80 Bänden, dagegen Storm mit k e i n e m Band vertreten gefunden habe.

Wenn aber der Anzeiger zum Schluss schreibt: „Wir müssen nach wie vor ihm (Karl May) und allen den Krieg erklären, deren Karakter und Fantasien geeignet erscheinen, den Geschmack unserer Leser für eine gesunde, ernste, literarische Kost zu verderben“, so richte ich an den Anzeiger die offene Frage, ob er etwa zu der gesunden, literarischen Kost den von ihm im Oktober d. J. veröffentlichten Roman: Kuckuck! Von R. Axamethy-Racher rechnet?

Es ist unerhört, dass ein sonst gut geleitetes Blatt zwanzig Tage hindurch seinen Lesern einen solchen Schund, eine derartige kraftlose Wassersuppe vorsetzt. Die selige Marlitt besass sicher wenig dichterische Fantasie und eben so wenig Selbstkritik, aber einen so jämmerlichen Brei hat sie ihrem Gartenlaubenpublikum niemals einzurühren gewagt. Will etwa der Anzeiger May von seinem Piedestal stürzen, um den oder die Axamethy-Racher darauf zu heben, dann soll man ohne jedes Bedenken alle Gebildeten zum Schutze für Karl May mobil machen. –

Schon im Juni d. J. leistete sich der Anzeiger den Abdruck einer Novelle „Auf der Bastei“ von E. Blanc, die eine nach Inhalt und Form völlig wertlose, sentimentale Dilettantenarbeit war. Leider habe ich sie nicht mehr zur Hand, da ich bei ihrem Erscheinen nicht ahnen konnte, dass der Anzeiger jemals ein solches Geschreibsel als gesunde, literarische Kost proklamieren werde. Das Schwergewicht dieser Dichtung lag offenbar in der eingehenden Karakteristik, denn man erfuhr, dass die Hauptperson „die schöne Frau Venus“, wenn sie im Bastei-Hôtel aus dem Bette gestiegen war, schwarz-seidene Pumphöschen und goldgestickte, türkische Pantoffeln zu tragen pflegte. Immerhin war diese Entgleisung dem Anzeiger zu verzeihen; er hatte ohne Zweifel, durch den Titel getäuscht, ein Blümchen aus dem Garten „Heimatkunst“ zu greifen gehofft und hatte leider Gottes nur ein Büschel recht hässlichen Unkrautes erwischt.

Axamethy-Racher aber ist unverzeihlich. Denn hier merkt jedes Kind nach den ersten Sätzen, dass die ganze Geschichte Schreiberarbeit ist, die nach der Zeilenzahl honoriert wird.

Der Inhalt des Romanes „Kuckuck!“ ist folgender:

Gräfin Angela Hartenberg soll sich mit Fürst Roderich verheiraten, so wollen es die beiden Väter. Da Angela ihren Roderich noch niemals gesehen, aber den festen Vorsatz hat, lieber in ein Kloster zu gehen, als einen ungeliebten Mann zu ehelichen, so quartiert sie sich bei den ihr bekannten Pächtersleuten des Roderichschen Fürstensitzes ein und gibt sich als deren Nichte Gertrud Heller aus. Sie geht im Walde spazieren, ahmt den Vogelruf „Kuckuck“ nach, es antwortet auch „Kuckuck“, indessen war dies kein richtiger Kuckuck, sondern Fürst Roderich. Kuckuck Roderich beisst denn auch sofort kräftig an, was nicht wundert, da die angebliche Pächtersnichte selbstverständlich das beste und schönste Mädchen unter der Sonne ist. Roderich will sie und nicht die ihm unbekannte Angela Hartenberg heiraten, hat deshalb Auftritte mit Papa, setzt aber, als ihm vollends Angela in der Dorfkirche etwa ein Dutzend Lieder vorsingt, alle Rücksichten bei Seite und ist in Frl. Heller ganz und gar weg. Sie erklärt zwar: „Dringen Sie nicht weiter in mich, Roderich, glauben Sie mir, ich erwidere von ganzem Herzen Ihre Gefühle, aber noch ist es nicht an der Zeit, dass ich mich d e n s e l b e n hingeben darf!“ Doch er entgegnet, poetisch und lebenswahr zugleich: „Ich weiss, was Du forderst, Liebste, und zu was Du auch berechtigt bist! Es soll Dir werden! Die Anerkennung und Zustimmung meines Vaters, habe nur noch Geduld! I n e b e n d i e s e r A n g e l e g e n h e i t war ich bei ihm. Kein Baum fällt auf den ersten Streich, nur der feste Wille muss da sein, dann gelingt alles!“

Angela verschwindet nunmehr, da sie jetzt weiss, dass sie ihren Roderich, ihren „Trautgesellen“, wie sie ihn nennt, wahrhaftig liebt. Für Roderich bleibt zunächst nur ein Brief zurück: „Ich muss fort von hier, forsche und frage nicht nach meinem Aufenthalt.“

Die Sache nimmt aber eine schiefe Wendung; als Roderich Angela in einer aristokratischen Gesellschaft wiederfindet, wo sie ihm überdies versehentlich als Baronesse Waldenau vorgestellt wird, sieht er ihr zunächst „totenbleich, mit eisigem Gesichtsausdruck ins Antlitz“, dann ist er höchst ungehalten, dass sie ihn dermassen gefoppt hat. Er erklärt: „Welche Gründe Sie immer gehabt haben, mich zum besten zu halten, das ändert nichts an der Tatsache!“ Er verbeugt sich tief und tritt von Angela weg, worauf diese sich schwer

auf das geschnitzte Geländer stützt, mit einem Arm eine der zierlichen Säulen, welche das Dach der Terrasse tragen, umklammert und ihr Haupt mit geschlossenen Augen an das harte Holz lehnt.

Roderich wird dann zur Hochzeit eines Bekannten, der eine Freundin Angelas heiratet, eingeladen. Er erfährt, dass seine Dame, die ihm von seinem Vater zur Frau bestimmte, wie er glaubt, ihm völlig unbekannte Gräfin Angela Hartenberg ist. Er ist natürlich sehr erstaunt, in seiner Brautjungfer die erst geliebte, jetzt gehasste Kuckucks-Komödiantin wieder zu finden.

Bekanntlich sind beleidigte Fürsten nicht leicht zu versöhnen; insofern ist es psychologisch ganz richtig, dass Roderich noch eine Weile herummault, was Angela zu den weisen Ausspruch veranlasst: „Alles ist eine Komödie – das ganze Leben."

Als sie nach der Hochzeitstafel abermals singt und Roderichs Körper dabei „erbebt und seine Augen zu ihr herüberglühen, düster, trauervoll, wie in Schmerz erlöschend, täte der Fürst wirklich gut und machte, weil er nun einmal so sehr ergriffen ist, im Anzeiger vom 22. Oktober 1904 durch seine Verlobung mit Angela der Sache ein Ende. Da indessen der famose Kuckucksruf der Kitt ist, der den ganzen Kram zusammenhält, und Fürst Roderich nach Angelas Singsang schicklich nicht als Vogelstimmen-Imitator sich vor der Hochzeitsgesellschaft produzieren kann, so bleibt die Sache solange in der Schwebe, bis Angela nochmals die Pächtersleute besucht; sie ruft im Walde wiederum „Kuckuck", Traugeselle Roderich antwortet, und, Gott sei Dank, sie lieben sich in den Armen.

Dem Papa Fürsten wird zum Schluss ein ganz furchtbarer Schrecken eingejagt, als er seinen Sprössling mit der Pächtersnichte wiedersieht. Der Alte hat offenbar in seinem Roderich den kapitalen Dummkopf erkannt, der er trotz aller Beschönigungsversuche der Axamethy-Racher, trotz der „hohen, gebietenden Stirne", der „melodischen Stimme" und seiner schönen Augen, die „adlerkühn der Sonne entgegenblicken", in Wirklichkeit ist. Als Papa dann erfährt, dass die angebliche Pächtersnichte die Gräfin Angela Hartenberg ist, gibt er seinen Segen, und so endet die Geschichte Süss wie Syrup.

Das ist die gesunde, literarische Kost des Anzeigers, aus der er, wie in dem erwähnten Artikel vom 30. Oktober d. J. gesagt ist, „eine Wiedergeburt unseres deutschen Volkstums erhofft".

Es ist schön, einmal festnageln zu können, dass zur gleichen Zeit, als der Dresdner Anzeiger, Amtsblatt sämtlicher Behörden und des Rates zu Dresden, Stiftungseigentum, zwanzig Tage lang diesen Schmarren seinen Lesern auftischte, die Sächsische Arbeiter-Zeitung ihre Abonnenten mit Zolas „Paris" bewirtete. Der verdienstvolle „Kunstwart", unbestritten der tätigste Kämpfer für die Besserung unseres geistigen Lebens, hat den Jammer der Belletristik bürgerlicher Blätter wiederholt beleuchtet. Mitarbeiter des „Kunstwart" und seiner Redaktion sehr nahestehend ist Prof. Dr. Paul Schumann. Derselbe Prof. Dr. Paul Schumann ist aber verantwortlich für die Abteilung Kunst des Dresdner Anzeigers, und hierunter fällt doch wohl der zum Abdruck gebrachte, miserable Roman, falls man nicht den Inserateninspektor dafür haftbar sein lässt.

Aus dieser merkwürdigen Tatsache soll dem Kunstwart kein Vorwurf, uns aber die Lehre erwachsen, dass das Gute von anderen verlangen noch immer erheblich leichter ist, als selbst das Gute tun.

Dr. M.

Aus: Pilatus, Sachsenstimme, Sächsische Sonntagszeitung. 1. Jahrgang, Nr. 41, 06.11.1904, S. 4.

Texterfassung: Hans-Jürgen Düsing, Dezember 2017